

Die wesentliche Bestimmung des Hauses, das im Laufe der Erzählung zu einem Trauerhaus werden wird, ist nicht die Verabreichung von Getränken. Es handelt sich um ein Etablissement, das, laut Werfel, »die Bezeichnung ruhig ablehnen kann, die ihm ein ungegliederter und armseliger Sprachschatz verleiht«, weil es lediglich gewissen intimeren Dienst anzubieten hat. Mitten in Prag gelegen, hat es Zulauf aus den ersten Kreisen der Stadt ebenso wie von Oberschülern und Studenten – der Reiz der ihres Standes durchaus bewußten, kurzgeschürzten und in phantastische Negligés gekleideten Damen dieses Hauses ist weithin bekannt. Die Erzählung setzt ein am Abend des 28. Juni 1914; das Eintreffen illustrier Gäste hebt die Stimmung, das Verlangen eines rabiaten Kleinstädters führt zur Rauferei – und mitten da hinein bringt ein Dragonerleutnant die Nachricht von der Ermordung des österreichischen Thronfolgers in Sarajewo. Das ist zuviel für den Besitzer jenes Hauses, den Letzten einer Familie öffentlicher Wirte – Max Stein erleidet einen Herzanfall und stirbt. Das lebenslustige Bordell wird zum Trauerhaus, das Begräbnis des Hausherrn zum Pomp.

Werfel hat 1926 mit dieser meisterhaft geschriebenen Erzählung eine Metapher für den Untergang der österreichisch-ungarischen Monarchie geschaffen.

Franz Werfel, 1890 in Prag geboren, wurde schon 1914 von Rilke als »nächste Generation« begrüßt. Nach dem Ersten Weltkrieg lebte er in Wien. 1938 wanderte er über Frankreich und Spanien nach Amerika aus, wo er am 26. August 1945, erst 55 Jahre alt, in Beverly Hills, Kalifornien, starb. Nachdem er als bahnbrechender Lyriker zu großem Ruhm gelangt war, schrieb er in zwei Jahrzehnten u. a. die großen Romane »Der Abituriententag«, »Verdi. Roman der Oper«, »Die Geschwister von Neapel«, »Die vierzig Tage des Musa Dagh«, »Der veruntreute Himmel«. Während der Flucht hatte Werfel für den Fall seiner Rettung gelobt, ein Werk über die Heilige von Lourdes zu schreiben: »Das Lied von Bernadette« wurde sein größter Welt-erfolg.

Franz Werfel

Das Trauerhaus

Erzählung



Fischer
Taschenbuch
Verlag

Ungekürzte Ausgabe
Veröffentlicht im Fischer Taschenbuch Verlag GmbH,
Frankfurt am Main, Dezember 1994

Lizenzausgabe mit freundlicher Genehmigung
des S. Fischer Verlags GmbH, Frankfurt am Main
Copyright 1927 by Paul Zsolnay Verlag Ges. m. b. H., Wien, Leipzig
Alle Rechte vorbehalten durch S. Fischer Verlag GmbH,
Frankfurt am Main
Gesamtherstellung: Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany
ISBN 3-596-12433-6

Gedruckt auf chlor- und säurefreiem Papier

I

Es wäre eine Nacht geworden wie jede andre, wenn nicht zwei einschneidende Ereignisse ihren Gang gestört hätten.

Vier von den fünf Tischen im Großen Salon waren schon um zehn Uhr besetzt, doch auch der Blaue Salon, wo die Spitzen der Behörden, ein hoher Adel und die Charakterköpfe aus Finanz und Industrie zu verkehren pflegten, war diesmal zu früher Stunde gut frequentiert. Dieses blaue Zimmer stand unter Champagnerzwang, öffnete nur geschlossenen Gesellschaften von einer gewissen Rangs- und Steuerklasse aufwärts seine Pforten und war mit Gobelins sowie einer raffinierten Spiegelvorrichtung ausgestattet, welche, wie das Gerücht ging, der gemeinschaftlichen Durchführung vornehmerer Laster dienlich sein sollte. Die Gäste des Großen Salons allerdings kannten das blaue Zimmer meist nur vom Hörensagen, war ja doch selbst im allgemeinen Raum der Konsum einer Flasche sauren Weines mit beträchtlichen Kosten verbunden. Da aber die Verabreichung von Getränk nicht als wesentliche Bestimmung des Hauses zu gelten hatte, bekamen nähere Freunde im Großen Salon nach Maßgabe ihrer Kopfzahl bestimmte Kollektionen von Kaffee oder Schnaps serviert.

Nichts sei damit gegen den Großen Salon gesagt. Er war durchaus feudal mit seiner goldbeladenen Renaissance, den gekrönten Spiegeln, roten Samtvorhängen und dem eisglatten intarsierten Tanzparkett. Wir haben es ja hier mit einem Etablissement zu tun, das die Bezeichnung ruhig ablehnen kann, die ihm ein ungegliederter und armseliger Sprachschatz verleiht. Zumindest aber müßte man dieser Bezeichnung ein k. k., ein kaiserlich königlich voranstellen, denn Plüschmöbel, Goldschnörkel, Spiegel, Samtvorhänge, die Stiche an den Wänden, die nicht nur heiter-dezente Liebesszenen, sondern auch Pferdewettrennen darstellten, die Prachtrenaissance eines hochnäsigen, damals schon langverschollenen Jahrzehnts, das Kaiserbild in der Küche, – aus all dem staubfangenden und schon leicht rädigen Glanz schaute der verlegene Blick der alten Doppelmonarchie den Betrachter an.

In unserer Stadt hat es bis tief in den Krieg hinein drei Institutionen gegeben, die diesen hochhoffiziösen Charakter rein bewahrten! Das war die Konditorei Stutzig, die Tanzschule, die Herr Pirnik in einem schönen Barockpalais nahe der berühmten Brücke etabliert hatte, ein distinguiertes Ort, wo die gute Bürgerjugend neben Walzer, Sir Roger, Polka, Tyrolienne auch eine klassische Quadrille lernen durfte, . . . und eben dieses Haus hier, in dem wir uns gegenwärtig befinden.

Es ist, wie ich glaube, als letztes verschwunden.

II

Die Damen, soweit sie nicht intimeren Dienst hatten, waren auf ihrem Posten. Mit wiegendem Schritt durchkreuzten sie den Raum, drehten sich, einsame Entzückung in den Mienen, vor dem Spiegel, baten sich mit höflicher Kälte Zigaretten aus und nahmen herablassend-interesselos für eine Weile an den Tischen Platz. Sie schienen von dem Gefühl einer ganz besonderen Würde durchdrungen zu sein, einer Würde, die sich jeder Pensionärin dieser altberühmten und vornehmen Stätte mitteilte. Hier aufgenommen worden zu sein, das bedeutete den Eintritt in höhere Lebenskreise. Diese Würde kam mannigfach zum Ausdruck. Im Gegensatz zu ähnlichen Lokalen gingen hier nur wenige Damen kurzgeschürzt, die meisten trugen phantastische Negligés, wallende Morgengewänder, Valeska, die pompöseste unter allen, sogar ein regelrechtes Ballkleid, das auf dem Theater- oder Juristenball eine ausgezeichnete Zensur in der Zeitung davongetragen hätte. Trotz der hinderlichen Kleidung geschah es nicht allzu selten, daß man die Beine entblößte, um aus dem Strumpf ein Zigaretten- oder Puderetui zu holen.

Nur Ludmilla ging in einem kniefreien Rock, und sie mit ihrer gebrechlichen Kinderfigur hätte sich gar nicht anders tragen können. Es war bemerkenswert,

daß ihr gänzlich die äußere Unruhe abging, jene gleichgültige Unruhe, die zu den Berufseigentümlichkeiten der Damen gehörte, sie immer wieder von Sitz und Stand jagte und wie nervöse Käfigtiere sinnlos durchs Zimmer zu laufen zwang. Ludmilla hingegen saß ganz still am militärischen Tisch rechteits und lauschte mit tiefem Ernst den Ausführungen des Leutnants Kohout, als wolle sie keine Gelegenheit vorübergehen lassen, etwas zu lernen. Niemand konnte ihr etwas anmerken.

Leutnant Kohout vom Feldkanonenregiment Nr. 23 hatte sich mit zwei Einjährig-Freiwilligen derselben Formation hier eingefunden. Zwischen ihnen herrschte die falsche und gefährdete Vertraulichkeit von Vorgesetzten und Untergebenen, die mit aufgehobener Rangordnung an einem Tische sitzen. Die Manöver standen vor der Tür und das drohende Gespenst der Reserveoffiziersprüfung mit ihnen.

Der Leutnant, die wässrigen Augen starr auf Ludmilla richtend, tröstete die beiden Freiwilligen, die nicht ohne Angst der Zukunft entgegensahen:

»Schaut's, ihr müßt's wissen«, sagte er, des Mädchens Beifallsblick suchend, »ich hab's auch nicht leicht gehabt bei der Fähnrichsprüfung, und ihr habt's doch Schulen und seid's gebildete Leute. Schaut mich da der Herr Oberst von Wurmser scharf an: Kadettoffiziersstellvertreter Kohout! Was wissen Sie von Julius Cäsar? – Ich reiß mich zusamm' und schrei: Herr Oberst, melde gehorsamst: Nichts! ... Zweite Frage: Kadettoffiziersstellvertreter Ko-

hout! Was wissen Sie von Karl dem Großen? – Ich rei mich schärfer zusamm' und schrei noch lauter: Herr Oberst, melde gehorsamst: Nichts! ... Der Herr Oberst von Wurmser wartet eine Weile und dann kommt's: Kadettoffiziersstellvertreter Kohout! Was wissen Sie von Kaiser Josef? – Da hab ich aber den Herrn Obersten schön hereingelegt. Ich schlag die Hacken zusamm', daß es kracht: Herr Oberst, ich bitte gehorsamst, welcher Kaiser Josef; es gibt derer nämlich zwei!? ... Der Herr Oberst von Wurmser sagt: Schau, schau! Aber ich bin durchgekommen. Seht's ihr also, militärisch muß man sein, nicht zivilistisch, und das ist alles!«

Ludmilla sah den Leutnant teilnahmevoll-verstehend an. Sie lachte nicht. Ihre Kinderstirn blieb streng und sachlich unter dem schweren Blond, das ihr Gott gegeben. Sie schien mit der strammen Wendung der Anekdote vollkommen einverstanden: Militärisch, nicht zivilistisch! In allem und jedem hatte die straffere Weltordnung ihre Sympathie.

Als einer der Freiwilligen unter dem Tisch ihre Wade zu streicheln begann, ließ sie es geschehn und rückte nur ein wenig zur Seite. Die Kluge wußte genau, daß der militärische Rangunterschied, die gegenseitige Geniertheit der Nicht-Gleichgestellten etwaigen Ansprüchen und Begierden einen Dämpfer aufsetzen würde. Und dies gerade war es, was sie heute brauchte.

Hier jedenfalls fühlte sie sich wohler, als sie sich am Nebentisch gefühlt hätte, wo Ilonka, »das fette

ungarische Luder«, den beiden Alten sich »aufdrängte«. Und was für Leute waren das auch. Der eine kam bestimmt vom Lande, aus einer Gegend, die sie, Ludmilla, ungeschaut, haßte. Eine riesige Uhrkette lag auf seinem Bauch, und man wußte nicht, war der Bauch für die Uhrkette da, oder die Uhrkette für den Bauch. Das kannte sie schon. Auch in ihrem verfluchten Heimatnest kam ein Mann erst zu Ansehn, wenn er sich den Bauch für die richtige Lage der Uhrkette angefressen hatte. Ein Baalboth war das!

Dieses dunkeltönende Fremdwort »Baalboth« hatte die Jüdin Jenny eingeführt, eine mythische Vorgängerin der heutigen Damen, die nun in Wien als Besitzerin eines großen Kaffeehauses am Franz-Josefsquai lebte. Jenny war das sagenhafte Vorbild aller Tüchtigkeit und Karriere. Kaum ein Tag verging, ohne daß ihre verklarte Persönlichkeit als Beispiel herangezogen wurde. Was aber den Ausdruck »Baalboth« anbetrifft, so hatte er hier die Bedeutung eines reichen Mannes aus der Provinz, der in der Hauptstadt nachtsüber sein Liebesleben ausführlich und gründlich absolviert, im übrigen aber keinen Heller über die Taxe zahlt.

Und an diesen Baalboth schmierte sich das Schwein von Ilonka. Für zehn Gulden war der alles recht. Aber Ludmilla gönnte ihr's, daß nicht einmal diese beiden Onkel – (schämen sollte sich so ein fetterherziger Familienvater, ins Puff zu gehn!) – daß einer wie der andre nicht auf sie flog. Der Baalboth

spuckte Ilonka nicht an, dagegen sah er sich nach Ludmilla die Augen aus, aber Ludmilla begegnete ihnen nicht einmal mit Verachtung. Für sie waren solche Kunden Luft. Da mochte er seine Stimme noch so sehr anstrengen, um ihr mit seinen aufgebläsen Ansichten zu imponieren. Und wirklich, der Mißachtete hatte seine Stimme so stark erhoben, daß man sie überall im Großen Salon hören konnte:

»Organisation, Herr Kraus, Organisation«, rief die Stimme, während die dazugehörenden Bettel- augen Herrn Kraus nicht ansahen, sondern um Ludmillas Wohlwollen warben:

»Wenn Sie in den Himmel hinaufschauen, Herr Kraus, was sehen Sie dort? Organisation! Und wenn Sie einen kleinen Ameisenhaufen betrachten? Detto! Der deutsche Bruder im Reich draußen hat es heraus: Organisation in Wirtschaftsleben und Politik... Aber wir... in Österreich...«

Der Baalboth seufzte auf, durch den traurigen Zustand des Vaterlands betrübt und durch die Niederlage seines Werbeblicks aufgewühlt.

Herr Kraus stimmte, völlig überführt, in den Seufzer ein:

»Ja! Gerad dasselbe hab ich heut im Tagblatt gelesen.«

Ludmilla suchte ein Ziel des Wegschauens. Da war der Tisch der Jugend, der in einem gutmütigen Verruf bei den Mädchen stand, denn die Jugend war nur selten kaufkräftig und benutzte den Großen Salon vor allem als stimmungserregenden Tanz- und

Diskutiererraum. Manja und Anita, die beiden Trampeln, saßen natürlich schon dort und lachten mit seinen Freunden, die eben gekommen waren. Aber Oskar blieb aus, wie er gestern und vorgestern ausgeblieben war; das erstmal ausgeblieben! Ludmilla hätte sich eher aus dem Fenster gestürzt, als daß sie zu dem Tisch gegangen wäre, nach Oskar fragen. Nicht einmal den Gruß der jungen Leute erwiderte sie. Manja lachte jetzt hellauf. Mag sie nur lachen, sie ist und bleibt die Tochter des Totengräbers von Rokycan mit ihren schmutzigen Riesenbeinen, die wohl noch im Vorjahr nackicht hinter den Gänsen des Dorfes her waren. Totengräber? Das kommt gleich hinter Henker und Schinder . . .

Da sah Ludmilla lieber zu den Ganzgescheiten in der Ecke hinüber, zu den Juden, die niemals Wein oder Schnaps und immer Kaffee tranken. Dort übte die Berlinerin Grete ihre Macht, die Verrückte. Sie nickte jetzt Greten freundschaftlich zu, eine Liebenswürdigkeit, die unter den Damen nicht geringes Erstaunen hervorrief: Denn soviel Freundlichkeit war man von der Spröden nicht gewöhnt. Zudem war Grete ihrer »Bildung« wegen ein Gegenstand allgemeiner Abneigung. Aber Ludmilla hatte gesehen, wie Grete ihren Doktor Schleißner umarmte und küßte. Und da spürte sie plötzlich eine Art freudigen Neides und hatte der Kollegin ein Zeichen des Einverständnisses senden wollen. Den Schleißner neidete sie ihr selbstverständlich nicht. Wie kann man einen Menschen lieben, der unausgesetzt spricht und spricht,

der solch eine Riesennase im Gesicht sitzen hat und seine schwarzen, drahtigen Haare immerfort mit den Fingern dreht... Was tut dieser Mensch, wenn er nicht spricht? Kann er überhaupt schweigen, schlafen, lieben... Von Zärtlichkeit hat der keine Ahnung.

Aber Gretes Zimmer war ja auch vollbehängt mit Bildern von Schriftstellern. Und ihr Album mit Gedichten und Unterschriften, das die Unausstehliche den andern Damen immer unter die Nase hielt! Eine Verrückte!

Ludmilla schämte sich jetzt ihrer Freundlichkeit, denn Grete, von einem Ausspruch Schleißners hingerissen, kreischte laut auf:

»Daß so was sterben soll! Daß so'n Kopf wird unter der Erde faulen müssen.«

Es war für Ludmilla eine Erlösung, daß jetzt Fräulein Edith, die Wirtschafterin, hereintrat, den beiden Alten eine frische Flasche Wein brachte und auf den Tisch der Gescheiten das Tablett mit der kleinen Kaffeekollektion für vier Personen stellte.

Der Anblick von Fräulein Ediths warm ausstrahlender Festigkeit hatte immer wieder die Kraft, Ludmilla aufzurichten.

In jeder menschlichen Betätigung gibt es eine natürliche Rangordnung und Anciennität. Was für Leutnant Kohout die Stufe des Regimentskommandanten etwa, das bedeutete für die Damen des Hauses, für die anständigen zumindest, die Stellung der Wirtschafterin. Das Imposante in dem besonderen

Fall, Edith war hübsch, nicht alt, keine dreißig, ihre muskulösen und weitläufigen Formen standen im Kurs. Dennoch war sie dienstfrei. Aufforderungen galten für sie nicht, sie konnte dem Ruf des Herzens folgen. Sie allein verwaltete die Geschäftsbücher, die Conti der Pensionärinnen, qualifizierte deren Arbeitswert und hatte zu alledem kontraktlich zwei Abonnementssitze im Neuen Deutschen Theater zugesichert.

Während die Mädchen nur alle vierzehn Tage zu gemeinschaftlichem Vergnügen in eine Sonntag-nachmittags-Vorstellung geführt wurden, saß Edith zweimal wöchentlich im Parkett, und es war eine eifersüchtig umworbene Ehre, von ihr auf den andern Sitz mitgenommen zu werden. Ludmilla hatte übrigens bei dieser Gelegenheit – man gab den ›Veilchenfresser‹ – Oskar das erstemal geschn. Kein Mensch kann behaupten, daß der magere und hohlwangige Anfänger in der kleinen Rolle eines preußischen Offiziers damals gute Figur machte. Sie aber in ihrer Hellsicht hatte sich in den unscheinbaren Jungen verliebt.

Jetzt machte sie sich vom Tisch der protestierenden Artilleristen los und trat zu Fräulein Edith. Die Wirtschaftlerin nahm sie zärtlich um die Hüfte:

»Der Lump ist wieder nicht gekommen?!«

Ludmilla überwand das Weinen durch ein gepfertes Schimpfwort, das ihr sogleich das Herz zernagte. Edith tröstete:

»Dummerl! Das wirst du dir noch abgewöhnen. Was ist ein Mann? Wann er ganz fein ist, ein Hun-

dertkronenschein in Hosen! Und so eine wie du?! Du wirst ihm doch nicht die Wurzeln abgeben! Schäm dich!«

»Was soll ich aber tun, Edith, wenn einer mit mir gehn will...«

Edith war zu allem bereit. Um Ludmillas willen wollte sie als »Diensthabende« ein Aug zudrücken:

»Weißt du was, Miltschi«, flüsterte sie, »ich deck dich! Geh hinauf und sperr dich ein!«

Ludmilla aber stampfte auf:

»Jesusmaria! Ich kann nicht. Ich halt's ja nicht aus oben...«

Edith beruhigte, aber schon mit geteilter Aufmerksamkeit:

»Kenn ich alles, hab das alles durchgemacht, Liebling... Hat es mir geschadet? Schau mich an und spuck darauf!«

Hier unterbrach die Wirtschafterin das Gespräch. Es waren immer mehr Gäste gekommen und der Große Salon war voll. Auch aus dem Blauen Zimmer schallte Klirren und Gelächter herüber. Doch etwas war nicht in Ordnung. Fräulein Edith entrüstete sich und ihre tiefe Stimme drohte:

»Wo ist denn der Nejedli?«

Aber der Herr Nejedli war im selbigen Augenblick aufgetaucht und machte den versammelten Herren sein Kompliment:

»Bitte ringsumseits um Verzeihung. Aber ich war zu einem Kinderball engagiert. Hat sehr lang gedauert. Bis jetzt!...«

Der strenge Blick der Wirtschafterin ließ sich nichts vormachen. Nejedlis Hand tastete eifrig und schuldbewußt über dem Boden:

»So kleine Kinderln, sag ich Ihnen, Fräul'n Edith, lauter herzige Kinderln . . .«

Und schon eilte der alte Mann ans Klavier und begann, damit die Stimmung kühner werde, den ›Gladiatorenmarsch‹ von Fucik zu trommeln.

III

Herr Nejedli, der Klavierspieler, besaß vier bezeichnende Eigenheiten. Erstens trug er ein Katerl auf dem Kopf; so nennt man nämlich eine leichte Scheitelperücke, die in diesem Falle in offenbarem Farbwidernspruch zum Randhaar ihres Besitzers stand. Das Katerl war kastanienbraun, das Randhaar aber schneeweiß. – Wer kann schließlich von einem im Nachtgeschäft tätigen Klavierspieler fordern, daß er sich für jedes Stadium des Ergrauens den entsprechenden Haarersatz anschaffe?

Die zweite Eigenheit war schon bedenklicher. Sie lag in der sehr zusammengesetzten Duftaura, welche Herrn Nejedli umgab und die aus den Gerüchen von fetter Pomade, Anisetteschnaps und Alter gemischt war.

Die dritte Eigenschaft bestand in der abwechslungsreichen Darstellung von Unglücksfällen, denen Nejedlis Tochter Rosa zum Opfer gefallen sein sollte. Die Tragik dieser Unglücksfälle steigerte sich jeweils mit dem Alkoholgenuß. Niemals hatte ein bejammerungswürdigeres Geschöpf gelebt als jene Rosa, von der durchtriebene Seelenkenner behaupteten, daß sie wirklich geblüht habe und nicht nur Ausgeburt und Fabelwesen des Rausches sei. . .

Ob und was sie auch immer gewesen sein mag, im